

Visionen in der Stadtentwicklung: Gespräch mit drei Stadtplanern, einem Historiker und einem Sozialutopisten über die Stadtplanung in der Schweiz

Autor(en): **Weidmann, Ruedi / Meier, Urs / Wirth, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Tec21**

Band (Jahr): **127 (2001)**

Heft 39: **Visionen in der Stadtentwicklung**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-80212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Visionen in der Stadtentwicklung

Gespräch mit drei Stadtplanern, einem Historiker und einem Sozialutopisten über die Stadtplanung in der Schweiz

Die Schweiz belegt Spitzenplätze in mehreren internationalen Rankings: bei der Lebensqualität – aber ebenso bei der Selbstmordrate, mit ihrer erfolgreichen Umweltpolitik – aber ebenso beim Ressourcenverbrauch pro Kopf. Funktioniert das Land erfreulich gut, während die Menschen an ungelösten Problemen verzweifeln? Die Widersprüche weisen auf einen Handlungsbedarf. Wie steht es mit Verbesserungschancen? Was lässt sich in der Stadtentwicklung erreichen? Welche Visionen haben Stadtplaner?

Der von der Zürcher SIA-Sektion ausgeschriebenene Wettbewerb «Vision Zürich 2030» hat sehr wenig Echo ausgelöst. Dies liesse sich mit der gegenwärtigen Auftragslage erklären. Wer hat schon Zeit für einen Wettbewerb ohne Realisierungschancen und Preisgeld? Aber im Grund wäre der Zeitpunkt nicht schlecht für neue Ideen. Wir haben eine Reihe von Problemen, die seit dem Ende der 60er-Jahre ungelöst sind, an erster Stelle wohl das Ökologieproblem. Lösungsvorschläge liegen auf dem Tisch, aber für die schmerzhafteren wie eine Ressourcenbesteuerung, eine nachhaltige Raumplanung, Änderungen im Mobilitätsverhalten, einen gerechteren Lastenausgleich oder griffige Gleichstellungsmassnahmen fehlen politische Umsetzungsstrategien. Die vor über 30 Jahren aufgebrochene Orientierungskrise hält in manchen Bereichen bis heute an, sie tritt in Rezessionsjahren jeweils verstärkt ins Bewusstsein. Orientierungskrisen – das zeigt gerade die Schweizer Geschichte – sind gute Zeiten für Visionen. Im Bereich Stadtentwicklung öffnet sich zudem alle paar Jahre ein Zeitfenster für neue Ideen, wenn die Überproduktion von Büroflächen zu einer Arealverwertungskrise und einem Kapitalüberschuss führt. Wenn die Industriebranchen mit konventionellen Lösungen nicht mehr rentabel bebaut werden können, finden alternative Vorschläge durchaus offene Ohren. Beispiele dafür sind die eben fertiggestellte genossenschaftliche Überbauung «Kraftwerk 1» in Zürich oder auch der Erfolg der stadt-rätlichen Parole «10 000 Mittelstandswohnungen für Zürich in zehn Jahren». Und der Goodwill für ökologi-

sche Massnahmen wächst jeweils vorübergehend nach jeder Umweltkatastrophe.

In der Schweizer Stadtplanung scheint man jedoch kaum an der Lösung der erwähnten Probleme zu arbeiten. Die Zeitfenster für visionäre Ideen verstreichen praktisch ungenutzt. Feststellbar war in den letzten Jahren ein Rückzug auf die Ästhetik und auf die isolierte Planung relativ kleiner Perimeter. Doch viele gute Einzelprojekte machen noch lang keine gute Stadt. Der Zusammenhang zwischen Architektur, Städtebau, Stadtplanung und Stadtentwicklungspolitik scheint verloren gegangen zu sein.

Weidmann: Sie alle beschäftigen sich beruflich mit Stadtvisionen, Daniel Kurz mit vergangenen, P. M. entwirft neue, und drei von Ihnen arbeiten als Stadtplaner. Ich möchte zuerst wissen: Was verstehen Sie unter «Vision»? Gibt es Visionen in Ihrer Arbeit? Oder vermissen Sie sie?

Die Gesprächsteilnehmer

Urs Meier, dipl. arch. ETH und Raumplaner FSU, Planpartner AG, Hofstr. 1, Postfach, 8030 Zürich, umeier@planpartner.ch

Andreas Wirth, dipl. arch. ETH und Planer BSP, ehem. Stadtbaumeister Burgdorf, Kontur Projektmanagement AG, Mottastr. 33, 3005 Bern, wirth@konturmanagement.ch

Andreas Schneider, dipl. arch. ETH und Raumplaner ETH/NDS, Aarauer Stadtplaner und Wirtschaftsförderer (bis Ende 2001), a.schneider@bluewin.ch

Daniel Kurz, Historiker, 1995–2001 Mitarbeiter der Stadtzürcher Denkmalpflege, daniel.kurz@gmx.ch

P. M., Lehrer, Schriftsteller, Verfasser von Sozialutopien, 8005 Zürich, P.M.@paranoiacity.ch

«Eine Vision ist für mich die Erfindung einer Geschichte, in der man dann leben kann.»

Kurz: Vision ist für mich zunächst ein Bild, ein Zustand, auf den man hingehen möchte. Aber eine Vision muss auch einen Weg dorthin beschreiben. Ob es genügend Visionen gibt? Soweit Planung eine Sache der Ämter ist, ist man immer mit Einzelprojekten befasst, mit Baugesuchen. Dabei geht es um winzige Verbesserungen. Doch, Visionen fehlen mir sehr. Es wird so vieles über wirtschaftliche Optimierung entschieden. Vor allem wenn grosse Gebiete verplant werden, bleiben Lebensqualität und Diversität auf der Strecke. Visionen müssten solche Qualitäten beinhalten.

Meier: Für mich ist eine Vision primär, dass man eine Konstellation schafft, die man packen kann. Der Schreibtischtäter hat wenig Chancen. Deshalb erachte ich den SIA-Wettbewerb als Rohrkrepiierer. «Papier-Visionen» sind uninteressant. Was verstehe ich unter Konstellation? Es braucht eine Idee, den Willen zur Umsetzung, und dann braucht es die richtigen Leute am richtigen Ort. Wenn man das hat, hat man eine Chance. So verstanden, habe ich in manchen Bereichen ausreichend Visionen.

Es gibt eine grosse, realisierte Vision in der Schweiz, der ich in meinem Berufsalltag immer wieder begegne und die heute als Selbstverständlichkeit angesehen wird: die Bahn 2000 mit ihren Nachfolgeprodukten, den S-Bahnen. Das war eine echte Vision, die in wenigen Jahren eingeleitet wurde und über einen sehr langen Zeitraum wirkt. Sie ist eine echte Antwort auf das neue Spannungsfeld zwischen Kernstädten und Agglomerationen.

P.M.: Eine Vision ist für mich die Erfindung einer Geschichte, in der man dann leben kann. Ich stelle mir einen Alltag vor, der mir gefällt. Wie möchte ich leben? Und kann ich das heute? Die Antwort ist bis jetzt: Nein. Ich kann also das andere Leben erfinden, und dann extrapoliert man das: Wenn ich das Leben so will, können dann alle anderen das auch, und zwar global? Eine Vision muss global verträglich sein, keine Zürcher Vision. Armutsmigration und Ökologiekatastrophen rücken uns allmählich auf den Leib, sie sind nicht mehr so theoretisch wie früher. Die Vision ist: eine Welt, die mit meinen Wünschen übereinstimmen könnte. Solche Visionen haben viele Leute. Mangel herrscht aber an Kommunikation darüber, über die Auswirkungen der «Mikro-Wünsche» auf eine globale «Makro-Vision». Eine Vision ist für mich ein Instrument. Letztlich geht es darum, die Bürger zu begeistern (mit Geist). Das geht nicht mit einer bestimmten Strassenführung, das müssen Bilder und Geschichten sein, «ein Tag im Leben von...». Es braucht ziemlich viel kulturelles Fleisch am Knochen, es geht darum, einen Kulturprozess vorstellbar zu machen.

Die leider vorherrschende Vision bei uns ist und bleibt das Häuschen im Grünen mit Garten, Bernhardiner,

Volvo, Grill – das will man auch im zwölfstöckigen Block realisieren. Ich erlebe in der Schweiz nur das: Wie kriegt man die Erfüllung dieses Wunsches hin, auch wenn man in der Stadt lebt. Wenn man diese individuelle Vision hochrechnet, ist das aber ein gigantischer Killer, wenn alle Chinesen das auch wollen, stirbt der Planet.

Schneider: Eine Vision ist eine Leitvorstellung davon, wo ich eigentlich hin will, bevor ich mir Gedanken über den Weg mache. In der Stadtentwicklung ist es dasselbe: Eine Stadt muss sich überlegen, wo sie eigentlich hin will. Diese Leitvorstellung kann ich als Planer nicht allein formulieren, das ist ein politischer Prozess. Sehr häufig erlebe ich, dass solche Leitvorstellungen nicht formuliert werden. Wenn man heute in der Stadtplanung keine Visionen mehr hat, ist das einfach ein Abbild der heutigen, nachmodernen Gesellschaft. Die Interessen sind weiter auseinander gerückt als in den Nachkriegsjahrzehnten. Die Politiker getrauen sich gar nicht mehr, eine Vision zu formulieren, nicht einmal auf ein paar Jahre hinaus. In der Praxis erlebe ich, dass man aus Angst vor Meinungsverschiedenheiten das Thema «Visionen» vermeidet und sich lieber von Entscheid zu Entscheid durchwurstelt. Ich vermisse die Vision, die grosse der Bürgerschaft sowieso, aber auch nur schon die kleinen einer Exekutivpolitik. Eine Vision müsste begeistern, einen gemeinsamen Leitstern liefern.

Wirth: Stadtentwicklung zu machen bedeutet eine aktive und bewusste Auseinandersetzung mit der Zukunft. Dazu braucht es Visionen, einen Polarstern, eine sehr klare Vorstellung. Eine Vision ist etwas scheinbar Unerreichbares, doch ist sie absolut notwendig für eine Stadtentwicklung, es braucht sie als Definition des Ziels. Daneben braucht es aber auch die Fähigkeit, die Mittel aufzuzeigen, um das Ziel zu erreichen. Es braucht deshalb Visionen nicht nur auf der inhaltlichen Ebene, sondern auch bezüglich der Instrumente und der Prozesse.

Ich vermisse Visionen eigentlich nicht, weil sie überall, wo ich arbeiten darf, entstehen. Visionen muss man holen, sie kommen nicht auf Befehl! Man muss einen Prozess initiieren, der zu Visionen führen kann. Dazu braucht es nicht nur Planer, sondern Vertreter aus allen möglichen Bevölkerungsgruppierungen.

Weidmann: Welche konkreten Probleme muss die Stadtplanung in der Schweiz lösen?

Meier: Am meisten Mühe habe ich mit dem Rosinenpicken bei der Mobilität. Die Städtevernetzung Schweiz funktioniert vor allem so: Man nimmt sich, was man brauchen kann, und versucht die Zentrumlasten Dümmeren abzutreten. Das führt zu einer unwahrscheinlichen Mobilität. Diese können wir beim Pendlerverkehr mit S-Bahn und Bahn 2000 noch auffangen, im Freizeitverkehr aber überhaupt nicht. Dass der Freizeitverkehr total dispers wird, sich vom

angestrebten Modalsplit weg entwickelt und sich dabei nicht um den Lastenausgleich zu kümmern braucht, macht mir am meisten Sorgen. Hier sehe ich keine Antworten, insbesondere nicht auf die Frage, wie sich die Kernstädte und die Agglomerationen organisieren wollen.

Schneider: Das sehe ich auch so. Der Freizeitverkehr ist ein Teil des grösseren Problems der funktionalen Entmischung. Und diesem ist mit den heutigen politischen Strukturen nicht beizukommen.

Wirth: Wir brauchen sicher Antworten auf die Zersiedelung. Das betrifft die Verdichtung nach innen, aber auch die Frage nach der Attraktivität der Städte. Was ist es eigentlich, das uns so Freude macht, in einer Stadt zu sein und zu wohnen? Ich glaube, es würde sich sehr lohnen, sich noch mehr mit der Frage der Urbanität zu beschäftigen. Was kann die Bevölkerung im öffentlichen Raum wirklich tun, was wird ihr angeboten? Ein anderes grosses, weniger sichtbares Thema sind die Stadtkassen. Die meisten Schweizer Städte sind ver-

Lastenausgleich ertönen lassen. Dieses Sitzen der Städte auf alten Wohnungen, das geht einfach nicht! Wenn man aber in den Städten den Wohnkomfort steigern will, muss man so viele neue Wohnungen bauen, dass sich die Städte verändern werden. Die Bereitschaft der Städter ist hier nicht sehr gross. Das ist eine Vision: Die Städter müssen Schleusen öffnen, damit die Vorstädter auch Platz haben. Das Label «10 000 Wohnungen» ist ein phantastisches Label – aber 10 000 Wohnungen in so vielen Jahren, das ist nichts. Wir brauchen viel, viel mehr Wohnungen, wenn wir pro Person nur 5 m² mehr Wohnraum bieten wollen.

Kurz: Dazu müssen auch kleine Wohnungen abgebrochen werden. Diese liegen interessanterweise in Quartieren, die man, vor allem in Zürich, Bern und Basel, vor 50 oder 70 Jahren durchaus mit Visionen geplant und gebaut hat. Ich habe manchmal den Eindruck, dass gerade die Quartiere, die man explizit mit einer Vision geplant hat, heute die schwierigsten sind, und zwar weil sie damals rational dimensioniert und ausgestattet wurden für einen ganz bestimmten «Modulor» von 1940 oder 1950. Heute hat man andere Bedürfnisse, und diese Quartiere bieten keine Elastizität. Die typische Qualität dieser Quartiere aber, die grossräumigen Zusammenhänge, sollte man trotzdem nicht der Behebung der Mängel opfern.

P. M.: Die Planer gehen also davon aus, und die Statistiken zeigen es auch: Die Menschen brauchen immer mehr Wohnraum.

Muss man da nicht fragen: Warum überhaupt? Woher kommt dieses Bedürfnis? Ich erinnere mich an einen Slogan der späten 80er-Jahre: «Diese Stadt gibt dir alles, was du nicht brauchst.» – Die Menschen sind sehr unglücklich... Die Alten sind auf ihre Art unglücklich und die Jungen sind noch unglücklicher. Die Frauen haben eher Depressionen, die Männer sind eher resigniert oder aggressiv. Die ausländischen Kinder sind sehr unglücklich und aggressiv, und die Schweizer Kinder ebenso.

Das Unglück hat zu tun mit den kulturellen Strukturen: Leben, Beruf und Alltagsablauf: Wie viel Energie nimmt die Arbeit weg und wie viel hast du abends noch übrig, und wie viele Leute hältst du dann noch aus auf wie vielen Quadratmetern? Die Leute können sich nicht mehr ausstehen. Und darum gibt es keine Stadt. Weil man nach der Arbeit das so genannte Abstandsgrün braucht, psychologisches Abstandsgrün. Darum auch die riesige Mobilität, als Flucht vor dem Unglück. Glückliche Gesichter sehe ich am Check-in in Kloten und [zu Urs Meier] nicht in der S-Bahn. Die löst ein-

«Das ist eine Vision: Die Städter müssen Schleusen öffnen, damit die Vorstädter auch Platz haben.»

schuldet. Es braucht Visionen dazu, wie wir die Stadtfinanzen in Ordnung bringen können, hier sind wir gefragt. Stadtentwicklung ist nicht eine Sache der Planer allein, sondern eben eine sehr interdisziplinäre Arbeit...

Schneider: Ja, und eine kulturelle Arbeit. Wer in der Schweiz will denn wirklich Stadt? Müssen wir die Stadt nun auf den Qualitätsstandard des «Häuschens im Grünen» aufrüsten, bis sie auch so nett und gemütlich ist, oder akzeptieren wir, dass Stadt im Grunde auch etwas Wildes ist? Ein Ort, wo verschiedenste Personen, Ansichten und Lebensweisen auf dichtem Raum zusammenkommen und der nicht bis ins Letzte behübscht werden kann. In der Schweiz leben zwar 70 % der Leute in städtischen Räumen, aber es sind vielleicht 7 %, die wirklich auch Stadt denken.

Meier: Hier liegt genau das Potenzial in der Schweiz! Es ist nicht fair, über die Stadtfeindlichkeit der Agglomerationsbevölkerung zu jammern, solange die Städte kein valables Angebot machen. Die Leute wollen Wohnkomfort. Wenn man wählen muss, ausserhalb bei tiefem Steuerfuss in schönen grossen Wohnungen zu leben oder in der Stadt bei hohem Steuerfuss in alten schlechten Wohnungen, dann entstehen all die Probleme, die den Ruf nach

«Die Leute können sich nicht mehr ausstehen. Und darum gibt es keine Stadt.»

«Wirkliche Mitwirkung muss man früh initiieren, nicht wenn schon alles fertig ist.»

fach den Übergang vom Tages- ins Abend-unglück relativ speditiv. Man kommt schnell heim zu den Drogen oder den Filmen, die man braucht, zur Unterhaltungselektronik mit ihren eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten. Zur vollen Kommunikation mit allen Sinnen inklusive Düften und Körperkontakten ist man nicht mehr fähig. Das aber wäre Stadt: Volle Kommunikation ist, was die Stadt zu bieten hat. Alles andere kann man auch auf dem Land haben, sogar auf dem Mond. In unserer so genannten Kommunikationsgesellschaft gibt es einen Doppeltrend: Die Leute reden über alles sehr effizient, aber sie können sich nicht mehr ausstehen. Sobald es persönlich wird, brauchen wir eine Supervision.

Damit dieses Unglück auszuhalten ist, haben wir einen riesigen Energieverbrauch, wir brauchen Banken, die das alles finanzieren, müssen die Ressourcen aus dem Ausland heranschaffen usw., das ist das Problem des Planeten: unser teures Unglück. Mit Psychiatrie kann man das nicht lösen. Aus meiner subjektiven Warte hat sich das Unglück in den letzten Jahren verschärft, und es ist ganz schlimm. Die Schweiz ist ein ganz schlimmes Land – es weiss es nur niemand.

Weidmann: Ist das ein Schweizer Problem oder eines der globalisierten Welt?

P.M.: Das ist kein Schweizer Problem, aber wir haben das Privileg, dass es hier am extremsten ist.

Meier: Aber nehmen wir den Zürcher Kreis 5. Ich finde den gar nicht so schlecht. Man hat dort jetzt grössere Wohnungen, es kommen neue Leute, die neben anderen Gesellschaftsschichten zu leben kommen. Die Stadt wird nun erfolgreich neue Freiräume schaffen. Was halten Sie davon, P.M.?

P.M.: Was passiert in diesen Freiräumen? In der multiethnischen Stadt von heute können die Freiräume nicht bloss Treffpunkte sein, sondern Orte der Entscheidung – wie das römische Forum oder die griechische Agora. Sie funktionieren nicht ohne Delegation von politischen Aufgaben.

Meier: Ich bin nicht einverstanden mit P.M.s Diagnose des Unglücks. Eindeutig ist, dass wir zu viel arbeiten, die Arbeit ist schlecht verteilt. Aber wir sind nicht derart unglückliche Leute. Wir geniessen den Wohlstand, und wir sehen die Probleme. Vor allem wenn wir im Ausland sind, sehen wir die Vorzüge der Schweiz. Ich sehe Beispiele einer guten Entwicklung in Richtung Verdichtung der Städte und Hebung ihrer Lebensqualität. Die typische Zürcher Agglomerationsgemeinde Volketswil verbindet ihre zwei Wohnquartiere mit einem neuen Stadtpark, der mit dem neuen Gemeindehaus zum öffentlichen Bürgerort werden soll. In Zürich beginnen die Dächer zu leben, die Strassen werden lebendiger, die Restaurants sind voll. Ich habe nichts gegen grössere Wohnungen. Wir brauchen sie, um die Leute in die Kernstädte zu holen, aus ökologischen

Gründen (Verkehr) und zur Hebung der Lebensqualität. Hier sehe ich durchaus ein Potenzial, auch für ein zufriedenes und glückliches Stadtleben.

Weidmann: Was kann die Planung beitragen, wenn es um Probleme wie Zersiedelung, Verkehr oder Lastenausgleich geht? Braucht die Planung eine Einbettung in übergeordnete politische Zielsetzungen? Wie sollten diese aussehen, um eine nachhaltige Stadt- und Raumentwicklung zu unterstützen? Wer soll sie erarbeiten?

Wirth: Wir müssen zuerst ein paar Begriffe klären: Es braucht die Stadtentwicklungspolitik, die den Auftrag formuliert, und es braucht die Stadtentwicklungsplanung. Die beiden Dinge müssen klar erarbeitet werden, das ist ein iterativer Prozess, ein Weg, der in wechselseitiger Kommunikation gegangen werden muss. Dann erst braucht es die Stadtplanung, die liegt aber schon eine Ebene tiefer.

Stadtentwicklung ist ein interdisziplinärer Prozess. Es braucht einen Verbund von Planung, Politik und Bevölkerung und mit interessierten Leuten, die etwas realisieren wollen. Gute Werke sind immer Gemeinschaftswerke, nie die eines Einzelkämpfers, sie entstehen immer in einem Verbund aus der guten Arbeit der Verwaltung, der Fachleute, der Politiker und weiterer Beteiligter aus der Bevölkerung.

Kurz: Haben Sie Erfahrungen, wie die Leute einbezogen werden können? Das findet man ja effektiv nur sehr selten.

Wirth: Ja. Ich habe zwei Stadtentwicklungsprojekte begleitet, die zu behördenverbindlichen und mit der Finanzplanung gekoppelten Richtplänen geführt haben. Wichtig ist, dass man sich zuerst klar wird über die Ziele einer Stadtentwicklung. Soll eine Stadt einen Aufbruch wagen oder soll sie so bleiben wie sie ist? Solch grundlegende Fragen haben wir beispielsweise in Thun mit beteiligten Fachleuten aufbereitet. Wir haben Möglichkeiten skizziert und dann im Stadtparlament und mit der Bevölkerung diskutiert. Dazu gab es Begleitgruppen für die Bereiche Städtebau, Nutzung, Verkehr. Man hat dort mit Quartierorganisationen, Fachverbänden und ansässigen Verkehrs-, Städtebau- und Architekturfachleuten gesprochen, deren Erfahrungen gesammelt. Der erarbeitete Richtplan ging dann in einem weiteren Mitwirkungsverfahren an die ganze Bevölkerung. Es ist interessant, wie viele Rückmeldungen kamen.

Aber eine Mitwirkung, die man nicht wirklich will, bleibt ohne Wirkung, bleibt bloss «Orientierung». Wirkliche Mitwirkung muss man früh initiieren, nicht wenn schon alles fertig ist. Gewisse Leute, z.B. Frauen, melden sich kaum selber in Begleitgruppen. Das darf man nicht auf sich beruhen lassen. Da muss man extra

Gruppen bilden, um deren Anliegen einzubinden. Was von Mund zu Mund geschieht, ist sehr wichtig für das Endresultat. Man darf nicht einfach einen Katalog anbieten, den man dann nicht realisieren kann. Es braucht konkrete Verpflichtungen, ein Auftragsheft für alle Beteiligten. Und dann braucht es auch – ganz zentral – ein Controlling, sonst hat das Ganze keinen Sinn.

Schneider: Ein grosses Problem in diesem Zusammenhang dünkt mich der mangelnde Gestaltungswille der Politik. Entscheidungswille im Einzelfall ist da, aber Gestaltungswille im Sinn einer Vorstellung, wo wir hin wollen, einer Kursvorgabe – samt dem Risiko, dass sie nicht allen passt –, fehlt. Ohne dass eine Stadtentwicklungspolitik formuliert ist, wird eine Stadtentwicklungsplanung sehr schnell zum sich selbst befriedigenden Apparat. Grosse Teile der Schweizer Stadt- und Kantonsplanungen dümpeln deshalb ziemlich orientierungslos vor sich hin!

Meier: Aber das ist kein genereller Zustand! Das ist eher ein Notschrei aus einem bestimmten Ort. In Burgdorf oder Volketswil kann man vom Gegenteil berichten. Wenn eine Stadt eben nicht aufbrechen will, muss man auch keine Visionen erwarten. Wenn eine aufbrechen will, kommen die Visionen recht schnell. Dann geht es nur noch um die Frage: Mitwirkungs- oder Orientierungspolitik? Auf der nationalen Ebene kommen viele Lösungen nicht vom Fleck. Das ist aber überhaupt kein Grund, auf der kommunalen Ebene nichts zu tun. Man muss mit gutem Beispiel vorangehen. Dann kommen plötzlich überraschend viele, die auch etwas tun, und so entstehen informelle Netzwerke.

Wirth: Es geschieht schon etwas! Burgdorf konnte dank dem Richtplan Stadtentwicklung in sieben Jahren seine Schulden von über 100 Mio. Fr. fast halbieren. Damit kann nun der Prozess der Attraktivitätssteigerung als Wohnort einsetzen. Das geht nicht, wenn die Kasse leer ist. Die Bautätigkeit konnte von 60 auf 100 Mio. Fr. jährlich gesteigert werden. Die Stadt Thun hat abgestützt auf den Richtplan Stadtentwicklung in einem (!) Jahr einen vollständig neuen Zonenplan und eine neue Bauordnung gemacht und fünf Schlüsselprojekte für die Stadtentwicklung ausgelöst.

Es braucht eigentlich drei Sachen: Erstens die grosse Idee, die Vision, die das Ganze zusammenfasst, zweitens viele kleine Einzelideen, die zur grossen passen, und drittens braucht es praktische kleine Taten! Man kann nicht nur Konzepte entwickeln, man muss gleichzeitig mit den ersten Realisierungen beginnen, die zeigen: Es passiert etwas! – für den von Urs Meier angesprochenen Schneeballprozess der Begeisterung für gute Taten.

Schneider: Ich habe im Moment das Geschäft auf dem Tisch, ein neues Leitbild zu erarbeiten. Wie sollen wir das heute machen? Früher haben Planer ein Leitbild

einfach selbst entworfen. Inzwischen ist aber klar geworden, dass der allwissende Experte tot ist. Ich frage mich deshalb viel eher, wie ich einen Prozess designen kann, damit er Räume bietet, in denen die für ein Leitbild notwendige Inspiration entstehen kann. Auch wer teilnehmen soll, ist Teil dieses Prozessdesigns.

Andreas Wirth: Die Prozessmoderation ist das eine, aber wichtiger ist, ob man die Sache ernst meint. Leitbilder haben wir genügend, die sehen fast alle gleich aus. Da könnten Sie einfach das einer anderen Stadt übernehmen. Die wichtige Frage ist, was mit Ihrem Leitbild passiert. Ob es konkretisiert wird und rasch in Massnahmen, die kleinen guten Taten, mündet. Wenn man keine Taten will, kann man sich auch das Leitbild schenken. Ein Entwicklungsleitbild muss gekoppelt sein mit einer Regierungsrichtlinie und mit der Finanzplanung, sonst ist es wirkungslos.

P.M.: Das tönt jetzt alles so, als ob Stadtentwicklung ein neues Spiel sei, das man gern spielt oder weniger gern oder besser oder schlechter. Die Frage, ob eine Stadt bleiben soll, wie sie ist, kann man beantworten: Es darf keine Stadt in der Schweiz so bleiben wie sie ist! Wenn man nur die einfachsten globalen Vorlagen und den Ecological footprint ernst nimmt, dann müssen alle Städte völlig verwandelt werden.

Ich habe noch nie gesehen, dass die Bevölkerung interessante Beiträge zur Stadtentwicklung geleistet hat. Ich bin zwar immer dafür, Mitwirkung zu ermöglichen. Aber die Bevölkerung bildet nur die (falschen) Bedürfnisse ab, die sie auf Grund ihrer jetzigen Notlage hat. Ich sehe nur das. Ich finde es viel wichtiger, die Bedürf-

«Es darf keine Stadt in der Schweiz so bleiben, wie sie ist!»

nisse auf kulturellem Weg zu verändern, zu sagen: Es ist falsch, was ihr wollt. Es muss eine Veränderung im Bewusstsein stattfinden, nicht nur die Abbildung des jetzigen Bewusstseins in einem Planungsprozess.

Wirth: Ich habe ein Riesenproblem, wenn man die Bevölkerung nicht ernst nimmt! Wenn Sie glauben, es gäbe keine Beiträge aus der Bevölkerung heraus zum Stadtentwicklungsthema, dann liegen Sie hundertprozentig falsch. Man muss nur die richtigen Fragen zum richtigen Zeitpunkt stellen. Die Bevölkerung ist doch letztlich die Auftraggeberin, sie zahlt die Steuern! Für mich ist Stadtentwicklung tatsächlich eine Art Spiel. Nur sehe ich das nicht negativ. Es ist ja nicht so, dass das Spiel nach Spielregeln abläuft, die jemand macht. Es sind dynamische Prozesse, das Resultat kann niemand voraussehen, die Spielregeln ändern sich unter-

wegs, und eine gute Stadtentwicklung kann darauf eingehen.

P.M.: Damit habe ich kein Problem. Aber ich bin in dieser Sache Partei. Ich finde, ich habe Recht, und die andern liegen falsch. Euer Job als Planer ist es, solche komplizierte Leute wie mich mit anderen an einen Tisch zu bringen. Mir ist wichtiger, meinen Standpunkt zu vertreten, als Vermittlungsstrategien zu finden. Denn ich sehe meinen Standpunkt durch die Politik nicht vertreten.

Meier: P.M. eben ist ein typischer Vertreter vom Kreis-5-Stammtisch ...

P.M.: Ich habe auch lange in New York gelebt!

Meier: Das ist auch typisch! Im Kreis 5, in der ganzen Kernstadt, hat die Bevölkerung das Problem, dass hier die Interessen brutal aufeinander treffen – die Interessen einer sehr starken Arbeitswelt, die rabiat um jeden Quadratmeter kämpft, und die der Bevölkerung, die sehr stark unter Druck ist und wenig politisches Gewicht hat, weil sie von den bevölkerungsreichen Aussenquartieren permanent überstimmt wird. Das gibt für die Kreis-5-Bewohner halt ein etwas verzerrtes Bild. Aus meiner Arbeit in der Agglomeration kann ich die Aussagen von Andreas Wirth bestätigen. Hier ist die Mitwirkung hoch, und wir können so oft Qualitäten schaffen, die über individuelle Bedürfnisse hinausgehen.

P.M.: Der Kreis-5 ist ein wunderbarer Ort. Hier gibt es eben gerade weniger Probleme als in den anderen Quartieren! Es gibt auch eine Mitwirkung, nur ist die politischer, wir wollen eben mehr. Das AJZ, die Besetzung der Wohlgroth-Fabrik, der Widerstand gegen den Ausbau des SBB-Viadukts, das über Nacht zusammengestellte BZO-Referendumskomitee, das sind konkrete Beispiele der Art von Mitwirkung, die die Bevölkerung hier betreibt. Man hat hier eben eine andere Vision als die der befriedeten gemütlichen Kleinstadt.

«Offenbar will man an diesen Orten keine Vision entwickeln, geschweige denn eine umsetzen.»

Wirth: P.M. beklagt sich über mangelnde Unterstützung durch die Politik. Sehen Sie, eine Stadtregierung hat jährlich 1000 oder 2000 Beschlüsse zu fällen. Es ist aber gar nicht sicher, ob da die wesentlichen Fragen darunter sind, Fragen der Zielsetzungen. Deshalb dünkt mich sehr wichtig, dass die Politiker in die Entwicklung der Visionen eingebunden werden. In den Regierungen

wird nur noch Ja oder Nein gesagt zu Vorlagen aus der Verwaltung. Ein effizienter Stadtentwicklungsprozess muss Gelegenheiten schaffen zur Problemdiskussion und zur Entwicklung von Visionen mit den Politikern und der Bevölkerung zusammen. Ein Baustadtrat, ein Stadtpräsident soll hier seine Vision der Zukunft der Stadt darlegen!

Scheider: Das Milizsystem ist doch in seiner Unprofessionalität von der vervielfältigten Zahl von nötigen Regierungsentscheiden überfordert. Daher die Unlust, sich mit komplexen grundlegenden Fragen zu befassen. Dazu kommt die nach wie vor verbreitete Vorstellung, dass sich Entwicklungsfragen an einen Planungsstab delegieren lassen. Dieses Modell kommt aus den Managementtheorien der 60er- und 70er-Jahre. Heute werden in der Unternehmenswissenschaft Visionen und Strategiebildung als Chefsache betrachtet. Und ein Planungsstab kann dabei nur Anregungen liefern und dann bei der Umsetzung unterstützen. Im Bereich der Stadtentwicklung hat sich dies aber noch lange nicht überall herumgesprochen. In Städten und Kantonen, die noch beim alten Modell verharren, ist aber häufig zu beobachten, dass sich der Planungsstab ziemlich wirkungslos im Leeren dreht. Denn offenbar will man an diesen Orten keine Vision entwickeln, geschweige denn eine umsetzen.

Meier: Dieses Problem scheint mir vielerorts erkannt, vor allem in Gemeinden mit fünf- bis fünfzehntausend Einwohnern. Das Milizsystem mit seinen Feierabendpolitikern wird bleiben, es ist nämlich gar nicht so schlecht. Aber man beginnt klarer zwischen strategischer Regierung und operativer Verwaltung zu trennen, um die Regierung vermehrt freizustellen für strategische Entscheidungsfindung. Gemeinden wie Volketswil sind unterdessen wesentlich schneller als die – von der Grösse her vergleichbaren – alten Schweizer Mittelstädte. Seit der sehr kleine Volketswiler Gemeinderat strategische Diskussionen führt, kommen Ergebnisse. Vielleicht müssten sich die traditionellen Mittelstädte zwischen Zürich und Bern einmal etwas sputen?

Weidmann: Ich möchte noch genauer auf die Rolle der Vision in der Stadtentwicklung zu sprechen kommen. Ein Rückblick auf das 20. Jahrhundert zeigt unterschiedlich erfolgreiche Phasen einer aktiven Stadtplanung in der Schweiz. Lässt sich eine Periodisierung erstellen?

Kurz: Auf die knappste Formulierung gebracht, hatte die Stadtplanung immer dann den grössten Einfluss, wenn sie viele Subventionen an den Wohnungsbau verteilen konnte, weil die private Bautätigkeit klein war und deshalb Wohnungsnot herrschte. Es sind also in erster Linie konjunkturelle Bedingungen wichtig. Das war in den 20er- und 40er-Jahren der Fall, sichtbar in Städten wie Winterthur, Zürich, Basel, wo in kurzer Zeit einheitlich gestaltete riesige Wohnquartiere geschaffen wurden. In

«Eine Vision muss Angst auslösen und zugleich Hoffnung. Ein kleiner Veränderungsvorschlag ist keine Vision.»

den 20ern wurden in Zürich im Milchbuckquartier 168 ha über fünf Jahre mit einer Planungszone belegt. In den 40ern wurden die Aussenquartiere wie Schwamendingen ebenfalls mit dem Mittel der Wohnbausubventionierung einheitlich gestaltet, mit unglaublich weit reichendem Einfluss der städtischen Planungsbehörde. Immer wieder waren Ideen oder Tricks nötig. In den planungsfeindlichen antikommunistischen 50er-Jahren – die öffentliche Hand wurde nun von der erholten Bauwirtschaft als Konkurrenz bekämpft, Planung als «Planwirtschaft» abgelehnt – erreichten die Planungsbehörden relativ viel mit «Geschenken», mit Ausnahmegewilligungen im Rahmen von Arealüberbauungen, vergleichbar mit den heutigen Gestaltungsplänen.

Weidmann: Und welche Rolle hat in den erfolgreichen Momenten die Vision gespielt? Nur weil Planung ökonomisch und politisch möglich wird, weiss man ja noch nicht, was man planen will. Wer hat die Visionen kreiert?

Kurz: Die Planungsverantwortlichen mussten jedesmal einen Diskurs aufbauen, ihre Planung begründen. Sie hatten sehr wohl eine Vision: Die bestehende Stadt war im Grunde schlecht, sie war krank. Man durfte sie wegen der befürchteten gesellschaftspolitischen Folgen nicht sich selbst überlassen, man musste sie pflegen wie einen Garten. Das hiess vor allem: aufteilen. Das war nicht nur eine Gestaltungsfrage, sondern eine erzieherische Massnahme. Das erste Stichwort heisst «Sozialhygiene». Man wollte die Leute weiter auseinander bringen und war überzeugt, dass in kleinen Häusern mit Gärten in aufgelockerten Quartieren mit Bädern und Gemeinschaftszentren der bessere Staatsbürger heranwächst als in «Mietskasernen» in dichten Arbeiterquartieren. Das zweite Stichwort heisst «Integration». Das Ziel war, den Unterschichten dieselbe Wohnform zu ermöglichen wie dem Bürgertum – einfach alles viel kleiner...

Meier: Und dann kam der Paradigmenwechsel, die nächste Vision: Die «freie Fahrt für freie Bürger». Seit da plant der Verkehr unsere Städte: Zunächst der Privatverkehr, der die preiswerte Eigentumswohnung ausserhalb der Stadt ermöglichte, aber das eigene Auto bedingte, und dann, als der Platz knapp wurde, kam die Vision Bahn 2000 mit S-Bahnen als Antwort, zuerst in Zürich, jetzt auch in allen anderen Städten. Wir leben heute eine Kombination dieser zwei Visionen.

Die «Autobahn-Vorstädte» aus der «Freie Fahrt»-Ära sind nun unwahrscheinlich schwer mit öffentlichem Verkehr nachzurüsten, weil sie zu wenig dicht sind. Die Verdichtung ist so unheimlich schwierig, weil sich die wenigsten vorstellen können, in Industriezonen Wohnungen zu bauen. Aber wir haben gar keine Alternative, wenn der öffentliche Verkehr rentieren soll. Die Verdichtung muss über Wohnungsbau in Industriezonen geschehen. Hier, in der Agglomeration, laufen die entscheidenden Entwicklungen, und hier sehe ich auch die Visionen entstehen.

P.M.: Die S-Bahn ist für mich keine Vision, sondern die Lösung eines Problems, das wir gar nicht haben sollten, also eigentlich das Gegenteil einer Vision. Eine Vision muss Angst auslösen und zugleich Hoffnung. Sie muss eine sehr starke Veränderung beinhalten, ein kleiner Veränderungsvorschlag ist keine Vision.

Für mich wäre eine Vision der Schweiz: die globalverträglichen Rahmenbedingungen einhalten. Die Moral wäre: Gerechtigkeit beim Ressourcen- und beim Geldverbrauch. Ich sehe eine Schweiz, in der wir ein ganz bescheidenes Leben führen mit sehr viel Spass und sehr geringem Ressourcenverbrauch. Es gibt nur noch eine Metropole: Zürich, dreimal verdichtet, mit sehr viel Humankommunikation. Die Lebensqualität würde zunehmen – gourmetmässig etwa ein grosser Fortschritt –, wenig Mobilität – man reist gezielt, einmal im Leben sieben Jahre lang um den Globus –, wenig High-tech – wir haben viel zu viel unternutzten High-tech. Es ist keine technologiefeindliche Vision, aber Technologie sollte subsidiär gebraucht werden: eine sehr effiziente Kombination von Mittelalter und High-tech, wie man sie gelegentlich in Drittweltmetropolen sieht.

Zur Durchsetzung dieser Vision wäre die Schweizer Demokratie eigentlich ideal. Genau mit der politischen Kultur in der Schweiz, die Sie beschreiben, könnte man das machen. Damit kann man fast alles machen, aber mir ist eben nicht egal, was. Mir geht es um den Inhalt, und meine Vision ist eine, die im Moment nicht gelingt.

Weidmann: Nochmals zum Planungsalltag, zur Vision als «Werkzeug» des Planers: Wie entwickelt man im Alltagsstress eine Vision, die der eigenen Moral des besorgten Staatsbürgers genügt und gleichzeitig einen pragmatischen, politisch gangbaren Weg beinhaltet und konkrete Schritte erlaubt?

Schneider: Mir stösst immer auf, wenn von den Planern verlangt wird, die Welt zu verbessern. Als politischer Mensch möchte ich das zwar durchaus, aber mein Job als Stadtplaner ist hauptsächlich exekutiv. Die einzige Chance liegt hier in meiner Funktion als stadtentwicklungspolitischer Berater. Aber nun zur Frage, wie man eine Vision entwickelt. Dafür gibt es ganz generell noch kein Rezept. Denn einerseits muss man herausspüren, welche Möglichkeiten das Umfeld bietet. Andererseits ist eine Vision aber immer auch eine Eingebung.

Meier: Ich glaube nicht, dass man von uns noch erwartet, Heilsbringer zu sein, das ist vorbei. Eine Hauptaufgabe der Planer sehe ich heute darin, die schrittweise Realisierung zu fördern. Jedes realisierte Schrittlchen ist besser als eine Vision, die auf dem Papier bleibt. Es ist kein Problem, wenn der realisierte Schritt nicht so aus-

sieht, wie ich es wollte, das macht mir sogar Spass! Wir wollen doch keine Verwaltungs- oder Planerdictatur! Die schrittweise Realisierung verbessert die Qualität der Vision.

Kurz: Ich habe in meiner Arbeit als Denkmalpfleger gemerkt, dass ich auf die von Andreas Wirth und Urs Meier beschriebene Art am meisten erreichte – wohl nie etwas, das mich ganz glücklich gemacht hätte, aber vieles, das mich freute. Erste konkrete Beispiele steigern die Verkaufsmöglichkeit einer Idee. Denn heute müssen wir verkaufen, und Verkaufen ist eigentlich attraktiver als Befehlen. Befohlene Lösungen wären vielleicht einfacher, aber weniger kreativ, vielleicht perfekter, aber weniger nachhaltig. Wenn man zusammen arbeitet, finden Lernprozesse statt, und die Lösungen werden von allen mitgetragen. Mir sind so – nicht oft genug, aber immer wieder – Projekte gelungen, die mir auch als besorgtem Staatsbürger ein Anliegen waren.

Wirth: Ich empfinde im Alltag dieselbe Freude: wenn man nicht nur grosse Ideen hat, sondern auch kleine gute Taten gelingen. Es braucht die Spezialisten, die Politikvertreter, die Bevölkerung und die Privatwirtschaft. Und dann braucht es eine Plattform. Wenn diese gut ist, kann eine Vision entstehen. Man muss sich systematisch damit befassen, wie überhaupt gute Ideen entstehen. Man muss auf die spezielle, lokale Konstellation reagieren. Visionen muss man vor allem zulassen.

Bisher habe ich es so probiert: Zuerst legt man eine einigermaßen gute Situationsanalyse vor. Dann kann man eine Klausur vorbereiten, um sich in einer sehr gemischten Gruppe, samt Politikern, mit ein paar Fragen zu beschäftigen, sich gegenseitig Ideen zu präsentieren. Das sind gute Nährböden für Visionen. Ebenfalls ein hervorragender Nährboden ist die negative Utopie, die Negation: Während man sich klar macht, was man eigentlich nicht will, können plötzlich schöpferische Ideen entstehen.

Meier: Das stimmt. In der Praxis übernimmt ja oft die Situationsanalyse die Funktion der negativen Utopie. Solange die Negation nicht formuliert ist, gibt es keinen Grund, sich zu bewegen. Das ist wichtig bei der Zusammenarbeit mit der Politik. Eine Legislaturperiode von vier Jahren ist eigentlich zu kurz für die Planung, weil Planungserfolge nicht so rasch sichtbar werden. Eine negative Analyse kombiniert mit einem Szenario zur Verbesserung kann aber als politischer Erfolg interpretiert werden und ist leicht zu verstehen. Erstaunlich viele Leute in diesem Land entwickeln aus einer Prob-

leanalyse eine unwahrscheinliche Kraft, etwas zu bewegen.

P. M.: Also: Gruppen haben Ideen. Aber wie finden wir die Gruppen?

Meier: Ideen in moderierten Prozessen zu generieren ist immer möglich. Aber manchmal gibt es tatsächlich die spezielle Situation, dass man plötzlich eine Idee hat: Dann muss man sich eine Gruppe suchen. Ein schönes Beispiel ist die Stadtbahn Glattal. Die Idee kommt aus der Zürcher Planungsgruppe Glattal. Da diese machtlos ist, haben wir die Idee den Gemeinde- und Stadtpräsidenten abgetreten, haben ihnen empfohlen, eine Task Force zu bilden. Das haben sie getan, die Bahn wird jetzt realisiert. Das ist vielleicht nicht der demokratischste Weg, aber wenn man sicher ist, eine wichtige Idee zu haben, muss man sich die geeignetste Gruppe suchen. Das muss nicht die eigentlich zuständige Stelle sein, sondern diejenige Gruppe, die die Begeisterung

**«Visionen so bombastisch wie möglich!
Und dann aber Pragmatismus bis zum
politischen Verrat!»**

und Kraft hat, die Sache durchzuziehen. Die Politik ist in der Schweiz flexibel genug, um solche Inputs aufzunehmen. Das erachte ich als grossen Vorteil der politischen Kultur hierzulande.

Weidmann: Das tönt nun alles so, als ob die «kooperative Planung» das Schweizer Heilmittel für alle Planungsübel sei.

Schneider: Kooperative Planung als Allheilmittel, da bekomme ich einen Schreikampf.

Meier: Der Begriff der kooperativen Entwicklungsplanung wird gebraucht für Mitwirkungsverfahren, für reine Orientierungsverfahren und für die Zusammenarbeit der Verwaltung mit Eigentümern und Investoren. Diese drei Dinge muss man auseinander halten. Das Instrument der kooperativen Planung hat sich schon bewährt. Es geht nur nicht an, dass man die zweite oder dritte Variante pflegt, und dann behauptet, man habe Mitwirkung ermöglicht.

Wirth: Meine Erfahrung ist, dass Projekte jeder Grössenordnung dann gut laufen, wenn es im Zentrum des Planungsprozesses als Projektleiter eine einzelne Person gibt, die sich mit dem Projekt identifiziert, gründlich auseinander setzt und kraftvoll etwas erreichen will. Diese Person braucht

«Es ist kein Problem, wenn der realisierte Schritt nicht so aussieht, wie ich es wollte, das macht mir sogar Spass!»

Unterstützung von vier Seiten: Die politische Führung muss die politischen Entscheide treffen und der Person im Projektzentrum Rückhalt bieten; ein Fachgremium für die fachliche Arbeit – es muss interdisziplinär sein bis hin zur Historikerin und zum Philosophen –, drittens eine Projektunterstützung, die das Terminmanagement macht und vorwärts treibt, und viertens die Öffentlichkeit, die in Form von Begleitgruppen periodisch beigezogen wird, damit von ihrem Wissen profitiert werden kann. Eine solch klare Struktur, noch verbunden mit einem klaren Zeitplan mit programmierten Meilensteinen, schafft Sicherheit in jeder Prozessphase. So kann man sich voll auf inhaltliche Fragen konzentrieren.

Zu P.M. möchte ich noch sagen: Wenn wir in einen Prozess zur Erarbeitung einer Vision einsteigen, müssen wir doch davon ausgehen, dass 95 % davon vielleicht nicht klappen. Aber die 5 %, die funktionieren, sind die wesentlichen für die Entwicklung der Gesellschaft. Und um diese 5 % zu erhalten, braucht es die grosse «Makrovision».

P.M.: Ein Moment der Lebensweisheiten! Also gut. Aber eben deshalb ist es wichtig, dass man die Makrovisionen etwas beschleunigt, damit die Mikro-Leute wie ich auch etwas davon haben. Noch liegt zu viel Gewicht bei der Realisierung. Die Visionen sind immer schon zu nahe an den Realisierungsmöglichkeiten. Sagen wir: eine möglichst starke Lokomotive, die aber unter Umständen ganz langsam fährt. Bei den Visionen nicht sparen: so radikal, so global, so bombastisch wie möglich! Und dann aber Pragmatismus bis zum politischen Verrat!

Publikationen von P. M.

P.M. setzt sich in seinen Büchern, Theaterstücken, Artikeln und Spielen mit Geschichte und Zukunft der Weltgesellschaft auseinander. Sein bekanntestes Buch, «Bolo'Bolo», ist in zahlreiche Sprachen übersetzt worden.
Weltgeist Superstar, Stroemfeld/Roter Stern 1980; dtv 1983; Vorzugsausgabe Stroemfeld 1991
Tripura Transfer, Stroemfeld 1982
Arbeit, Entropie und Apokalypse, Paranoia City, Zürich 1982 (Mitarbeit)
Tucui, Hörspiel DRS 1, 1983
Bolo'Bolo, Paranoia City, Zürich 1983
Die Geburt einer Maschine, Theaterstück, 1984
Zwischen Regenwald und Permafrost, Stroemfeld 1984
Amberland, Paranoia City, Zürich 1989
Olten – alles aussteigen, Paranoia City, Zürich 1990 (mit Urban Gwerder und Daniel de Roulet)
Europa – aufhören, Paranoia City, Zürich 1992
KraftWerk1, Paranoia City, Zürich 1993 (mit Martin Blum u. Andreas Hofer)
Lego, Theaterstück, Zürich 1994
Die Schrecken des Jahres 1000 (3 Bd.), Rotpunktverlag, Zürich 1996, 1997, 1999
Das kleine graue Büchlein, Aurora, Berlin 1999
Subcoma, Paranoia City, Zürich, 2000

Publikationen von Daniel Kurz

Daniel Kurz publiziert regelmässig zu Themen der Architektur- und Stadtgeschichte. Er arbeitet zurzeit an einer Dissertation zur Geschichte der Stadtplanung in Zürich im 20. Jahrhundert.
Gross-Zürich. Der Ideenwettbewerb für einen Bebauungsplan der Stadt Zürich und ihrer Vororte, 1915–18. Ausstellung und Katalog im Architekturforum Zürich 1989.
Zürich lernt von Gross-Berlin. Der Züricher Bebauungsplanwettbewerb 1915–18 und seine Auswirkungen auf den Wohnungsbau, in: Wolfgang Hofmann, Gerd Kuhn (Hg.): Wohnungspolitik und Städtebau 1900–1930, Berlin 1993, S. 89–108.
Die Disziplinierung des Stadtbildes. Architektur, Städtebau und Politik in der Ära Herter (1919–1942), in: Archithese 2/1995, S. 16–26.
Stadt – Raum – Geschlecht. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert. Zürich 2000 (Hrsg., mit Monika Imboden und Franziska Meister)

Mitarbeiten von Andreas Wirth

Andreas Wirth war massgeblich an der Erarbeitung des Richtplans Stadtentwicklung Burgdorf beteiligt. Dazu zog er auch die Meinung des Philosophen Hans Saner bei. Seither hat Wirth als unabhängiger Planer u. a. auch den Richtplan Stadtentwicklung Thun erarbeitet. Die beiden Richtpläne und Saners Briefe mit Kommentaren zur Stadtentwicklung in Burgdorf sind publiziert.
Richtplan Stadtentwicklung Burgdorf (1997)
zu bestellen bei: Stadtbauamt Burgdorf, Lissachstr. 92, 3400 Burgdorf, 034 429 42 11
Hans Saner: Burgdorfer Briefe 95, acht Briefe an Andreas Wirth mit Zeichnungen von Bernhard Luginbühl, Burgdorf 1997, zu bestellen bei: Stadtbauamt Burgdorf, Lissachstr. 92, 3400 Burgdorf, 034 429 42 11
Richtplan Stadtentwicklung Thun (1999)
zu bestellen bei: Planungsamt der Stadt Thun, Industriest. 2, 3602 Thun, planungsamt@thun.ch

Publikationen von Urs Meier

Neue Stadtquartiere in der Glattal-Stadt, SH+A Nr. 35/1996
Heimliche Stadtquartiere, Werk, Bauen + Wohnen Nr. 3/1995
Dokumentationen auf www.planpartner.ch

KraftWerk 1

KraftWerk 1 ist eine neue Genossenschaftssiedlung im Zürcher Industriequartier mit 100 Wohnungen, 100 Arbeitsplätzen und ungewöhnlich vielen kollektiven Einrichtungen. Die Siedlung wurde am 22. September eröffnet. Am Anfang ihrer Entstehung stand das Buch «KraftWerk 1» von P.M. (u.a.). tec21 dokumentiert KraftWerk 1 ausführlich im Heft Nr. 42 vom 19. Okt. 2001.